

Erich R. Unkrig

IDENTITÄT & WERTE

Wegweiser in einem VUKA-Umfeld

Inspirations by ILOS - April 2024



Als Akronym steht VUKA für Volatilität, Unsicherheit, Komplexität und Ambivalenz, für einen Zustand oft überraschender Veränderungen und einer daraus resultierenden Unsicherheit, die Gegenwart und Zukunft prägt. In einem entsprechend vielschichtigen und sich ständig wandelnden Umfeld bekommt die Frage nach der eigenen Identität und den damit verbundenen Werten zentrale Bedeutung. Beide – Identität und Werteorientierung – betrachten die tiefgreifende Verbindung zwischen dem individuellen Selbstverständnis und den Werten, die unser Denken, Verhalten und Handeln, unsere Entscheidungen und unsere Interaktionen leiten.

- **Identität** bildet das Kernstück unserer Persönlichkeit und umfasst die einzigartigen Merkmale, die uns als Individuum definieren. Sie wird maßgeblich von unseren Werten beeinflusst, die wiederum aus persönlichen Überzeugungen, kulturellen Einflüssen, ethischen Prinzipien und individuellen Erfahrungen entspringen.
- **Werteorientierung** wiederum beschreibt die Ausrichtung unseres Verhaltens und Denkens an bestimmten Wertvorstellungen. Sie bildet die Grundlage für Entscheidungen, Prioritäten und Handlungen im persönlichen und beruflichen Kontext. Das Zusammenspiel von Identität und Werteorientierung prägt somit nicht nur unser eigenes Leben, sondern beeinflusst auch die Interaktion mit unserem sozialen Umfeld und mit der Gesellschaft.

Identität – das Spagat aus Selbstgefühl und Fremdzuschreibung

„Jeder Mensch hat ein Gefühl dafür, dass er etwas ganz Spezielles in sich trägt, die ganz andere Form der Person, die sich abhebt von anderen, andererseits muss man sagen, natürlich sind wir sehr stark abhängig von den Zuschreibungen anderer Menschen“, schreiben Andrea und Justin Westhoff in einem Deutschlandfunk-Beitrag. „Ich bin mal das, ich bin mal das, nicht ganz beliebig, ich habe schon etwas, was ich als mein ganz Eigenes ansehe, aber ich bin mir dessen bewusst, dass sich das auch verändern kann“. Identität, von mir verstanden als die ausgewogene Balance zwischen den Ansprüchen des/r Einzelnen auf unverwechselbare Einzigartigkeit als Person sowie den Ansprüchen und Erwartungen der Gruppe an sie als Träger von Funktionen und Rollen, ist längst nichts Eindeutiges mehr, sondern ein Balanceakt. Zwar ist und bleibt unsere Persönlichkeit der Kern, dennoch kann sich unsere Identität im Laufe des Lebens verändern. Auch ist sie nicht einfach da, sondern muss von uns aktiv entwickelt, bewusst gestaltet und ständig reflektiert werden. Dabei umfasst sie sowohl unser Selbstgefühl (= das Gefühl dafür zu haben, wie es mir gerade geht, was ich brauche und wer ich bin) als auch unser Selbstverständnis (= das Bild, was wir von uns selbst haben im Sinne von Selbstinterpretation resp. Selbstwahrnehmung).

In den Sozialwissenschaften bezieht sich der Identitätsbegriff auf Menschen, die über sich nachdenken und an sich glauben. Wer sich für die eigene Identität interessiert, resümiert über zurückliegende wie auch aktuelle Ereignisse und denkt über künftige Entwicklungen und Optionen nach. Ihm oder ihr stellt sich die auf das eigene Selbst fokussierte Frage, was er oder sie aus dem bisherigen Leben gemacht hat und in der Zukunft noch alles machen könnte – soweit sich dies nicht der eigenen Gestaltungsmacht entzieht.

Identität resultiert aus zwei Grundbemühungen. Einerseits geht es darum, sich selbst zu erkennen, und andererseits um das Bestreben, an sich zu arbeiten und sich zu formen. Insoweit sind Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung die beiden Prozesse, die die Entwicklung einer Identität fördern. Der Begriff Identität wird durchaus unterschiedlich verstanden. Beispielsweise steht er im Duden für die „Echtheit“ einer Person oder einer Sache und dafür, mit anderen oder mit einer Sache (bspw. einer Ideologie) übereinzustimmen. Gleichzeitig knüpft er oftmals an die Identität anderer an, wodurch sich der/die Einzelne einer bestimmten Gruppe zugehörig fühlt.

Der Begriff „Identität“

Als Begriff wurde Identität seit den 1950er Jahren wesentlich von Erik Erikson geprägt. Er gibt damit einer bei jedem/r von uns irgendwann auftretenden Frage einen Zielfokus : „Wer bin ich (geworden), wer möchte ich sein?“ Diese im „psychosozialen Moratorium des Jugendalters“ (wie Erikson es nannte) erstmals ins Zentrum rückende Identitätsfrage kann für uns während des gesamten Lebens immer wieder auftauchen. Das ist vor allem dann der Fall, wenn Lebensverläufe nicht mehr starr im Sinne einer (geschlechtsspezifischen) „Normalbiographie“ standardisiert, also auf nicht in Frage zu stellende Traditionen, feste Rollen und institutionalisierte Ablaufmuster ausgerichtet sind. Unter solchen Bedingungen wird die Identitätsfrage zu einer ständigen Herausforderung, die uns Offenheit, Flexibilität und Veränderungsbereitschaft abverlangt.

In Verhältnissen, die durch den Verlust und den Umbau von Traditionen, bspw. zunehmende Individualisierung, durch immer schnellere Veränderungen sowie eine wachsende (strukturelle oder distributive) Vielfalt von Alternativen zum Vertrauten, zu Lebensformen und Lebensstilen gekennzeichnet sind, werden Prozesse der Orientierungs- und Identitätsbildung schwierig. Sie führen insoweit immer nur zu vorläufigen Ergebnissen und bleiben damit eine lebenslange Aufgabe.

Die im Zentrum unserer Identität stehenden Fragen „Wer bin ich?“ und „Wer bist du?“ sind außerordentlich wichtig geworden in einer Gesellschaft, die weitestgehend nicht mehr homogen ist, sondern sich aufgesplittert hat in sehr unterschiedliche Gruppen und wo die Frage „Wo gehöre ich hin?“ nicht eindeutig zu beantworten ist, weil die Rollen nicht mehr so eindeutig definiert sind. Eva Jaeggi stellt fest, dass Identität zunächst ein Gefühl für die eigene Person sei, ein unverzichtbarer Aspekt der menschlichen Entwicklung in der Abgrenzung von anderen Menschen. Ursprünglich ging die Forschung davon aus, dass es sich bei der Identitätsentwicklung um eine Entwicklung vom Einfachen zum Komplexen handele (und deshalb vor allem die Identitätsentwicklung bei Heranwachsenden im Blick hatte aufgrund der Annahme, dass diese irgendwann in Form einer „gefestigten Persönlichkeit“ zu einem Ende kommt). Heute liegt die Betonung auf der lebenslangen Entwicklung. Heiner Keupp und Kollegen sprechen von der „Patchwork-Identität“ des heutigen Menschen, die immer gekoppelt ist an die jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen sowie eine gesicherte ökonomische Basis.

Insgesamt sind wir heute freier als früher, unsere Identität zu definieren. Doch für viele bedeutet eine Reduzierung oder gar der Wegfall von (Alltags-)Strukturen mit ihren begründbaren und an Zielen orientierten Regeln und Abläufen, eben dem haltgebenden Rahmen für das Arbeits- und Privatleben, Überforderung. Richard Precht beschreibt das wie folgt: Wir haben keine dauerhafte Zugehörigkeit mehr zu etwas. Es gibt immer noch Menschen, die diese haben, aber mehrheitlich entwickelt sich die Gesellschaft in die Richtung, dass wir uns nicht mehr ein Leben lang mit einer bestimmten Rolle identifizieren. Sondern dass wir uns eigentlich vor allen Dingen dadurch identifizieren, dass wir nicht wie alle anderen sein wollen.

Einflüsse auf die persönliche Identität

Unsere Identität wird von einer Vielzahl von Faktoren beeinflusst, die sich im Laufe des Lebens entwickeln, interagieren und sich in ihrer Priorität verändern können. Was uns dabei prägt, ist unterschiedlicher Natur.

Biologische Faktoren

Unsere genetische Veranlagung beeinflusst bestimmte physiologische Merkmale, Persönlichkeitsmerkmale und möglicherweise Anfälligkeiten für körperliche und mentale Störungen.

Physische Eigenschaften wie Alter, Geschlecht, Körperbau, Hautfarbe, Nervensystem, Hirnaktivität tragen sowohl zur Wahrnehmung der eigenen Identität als auch zu Beziehungen bei, da das Umfeld je nach biologischen Faktoren in der Regel unterschiedlich mit uns interagiert.

Psychologische Faktoren

Persönlichkeitsmerkmale, die sich durch Veranlagung und Erfahrungen entwickeln, prägen die Art und Weise, wie wir unser Umfeld und die Welt als Ganzes wahrnehmen und auf sie reagieren.

Erfahrungen mit Emotionen und die Art, wie sie von uns verarbeitet werden, beeinflussen unser emotionales Selbstverständnis.

Soziale Faktoren

Unsere Familie spielt eine entscheidende Rolle bei der Prägung unserer Identität, indem sie bewusst oder unbewusst Werte, Traditionen und Verhaltensmuster vermittelt.

Soziale Beziehungen zu Gleichaltrigen und FreundInnen beeinflussen sowohl unser Selbstbild als auch unsere Identität.

Unsere Zugehörigkeit zu einer Kultur und einer Gemeinschaft prägen Identität durch Sprache, Werte, Normen und soziale Erwartungen.

Gesellschaftlichen Erwartungen und Normen beeinflussen, wie wir uns verhalten und wie wir uns selbst sehen.

Kulturelle Faktoren

Der Ort und das Umfeld, in dem wir aufwachsen oder leben, beeinflusst die Identität durch eine regionale Kultur, die Menschen im direkten Umfeld etc.

Religiöse Überzeugungen und spirituelle Praktiken können sowohl unsere Identität beeinflussen als auch Einfluss darauf nehmen, wie wir unsere Rolle in der Welt verstehen.

Identität kann durch die ethnische Zugehörigkeit geprägt werden, wobei kulturelle Traditionen, Bräuche und Werte eine wichtige Rolle spielen.

Persönliche Entscheidungen und Handlungen

Die Entscheidungen, die wir für uns selbst treffen, sei es in Bezug auf Bildung, Beruf, Beziehungen oder Lebensstil, tragen zur Ausprägung unserer Identität bei.

Die Fähigkeit zur Selbstreflexion und Selbstwahrnehmung nimmt Einfluss darauf, wie wir eigene Werte und Überzeugungen verstehen, entwickeln und mit Leben füllen.

Die persönliche Identität ist ein komplexes Zusammenspiel dieser Faktoren, und ihre Entwicklung ist ein lebenslanger Prozess.

Mehr zu dem Thema lesen Sie demnächst in meinem Beitrag in

[Laske, S./Orthey, A./Schmid, M. \(Hrsg.\). PersonalEntwickeln - Das aktuelle Nachschlagewerk für Praktiker. Wolters Kluwer](#)

